

Lucy Inglis

WORTE
für die
EWIGKEIT





Viel mehr als eine Liebesgeschichte

Sommer in Montana, darauf hat Hope so gar keine Lust. Aber gegen ihre resolute Mutter kann sich die 17-jährige einfach nicht durchsetzen. Und hier, mitten im Nirgendwo, auf einer einsamen Pferderanch begegnet sie Cal, der ihr Leben für immer verändern wird.

Montana, 1867: Die 17-jährige Emily ist auf dem Weg zu ihrem Ehemann, den sie nie zuvor gesehen hat. Doch die Kutsche, in der sie unterwegs ist, verunglückt und als einzige Überlebende wird sie von Nate gerettet – einem Halbindianer, der ihr zeigt, was Leben und Freiheit bedeuten.

Ein Ort in der Wildnis, unterschiedliche Jahrhunderte und zwei große Liebesgeschichten, die auf schicksalhafte Weise miteinander verbunden sind.

- Nominiert für die beste Liebesgeschichte des Jahres von der Romantic Novelist Association!
- Die ergreifendste Liebesgeschichte seit »Titanic«
- Tief bewegend und einfach schön!
- Zwei Mädchen, die sich gegen Konventionen durchsetzen und damit zu sich selbst finden

Kapitel 1

In der Jugendzeit ist der Mensch am prägsamsten

Montana, 1867. Das Camp war ein Hexenkessel, voller raubeiniger Männer und Frauen, Tiere, Schmutz und Lärm. Ich stand etwas abseits am Straßenrand und wartete auf die anderen. Die Hauptstraße, die einzig nennenswerte in Helena, wurde von Schindelhäusern und bemalten Schildern eingesäumt, freie Plätze waren zum Teil mit Pfosten und Seilen abgesteckt. In den Gässchen hing die Wäsche zwischen den Häusern und ganz in der Nähe verpestete ein Schweinekoben die Luft. Mit anderen Worten, Helena unterschied sich nicht von all den anderen Siedlungen, durch die wir auf der langen, zermürbenden Reise bisher gekommen waren. Mir sank der Mut.

Miss Adams war zu mir herübergekommen, als Mr Goldsmith steifbeinig vom Dach der Kutsche kletterte und unser Übernachtungsgepäck abzuladen begann. Von Mr Goldsmith hatte ich viel Interessantes über die Geschichte Amerikas erfahren, während wir durch die unterschiedlichen Landschaften der Great Plains fuhren. Leider hatte Miss Adams ihn nach einer Weile zu unserer restlichen Begleitwache aufs Dach verbannt. Die vielen pikanten Details, die Mr Goldsmith gern zum Besten gab, waren ihrer Meinung nach ungeeignet für meine zarten Ohren.

»Kommen Sie, Miss Forsythe, hier draußen können Sie nicht stehen bleiben«, drängte Miss Adams und quetschte sich bereits durch die Schwingtür des Hotels.

Das Hotel war überfüllt wie alle Hotels auf dem Weg, besonders die Bar unten. In England durfte ich nie mit einfachen Arbeitern in Berührung kommen – Männern, die abends im Wirtshaus saßen und tranken –, ihre neugierigen, unverfrorenen Blicke, ihre Schmutzigkeit jagten mir Angst ein.

»Nicht hinsehen, Miss Forsythe. Das ermutigt die nur.«

Dann erschien der Hotelbesitzer. Wie viele amerikanische Männer hatte er einen hässlichen Hängeschnauzbar, der vom ständigen Lippenlecken schon ganz fettig war. Auf seiner Stirnglatze thronte eine Brille mit grünen Gläsern.

»Guten Nachmittag, Ladies«, sagte er fröhlich. »Die Spencer-Gesellschaft, nehme ich an?«

Wir reisten aus mehreren Gründen unter dem Namen Spencer. Erstens wollte Papa, dass ich unerkant blieb, wenn ich mit einer so kleinen Gruppe unterwegs war. Zweitens waren selbst die primitivsten Absteigen überfüllt, denn nach den Sioux-Kriegen zogen Heerscharen von Flüchtlingen durch das Land, außerdem reisten unzählige Glücksritter zu den Goldminen von Montana. Ich schämte mich ein bisschen für Papas Methode, unter verschiedenen Namen mehrfach zu reservieren, aber auf diese Weise hatten wir schon zweimal Zimmer ergattert, während wir sonst irgendwo bei den Schweineställen hätten übernachten müssen. Zum Glück hatten wir nur noch ungefähr drei Wochen vor uns, bis wir unser Ziel in Portland erreichen würden.

Dort würde ich meinen künftigen Ehemann kennenlernen, Anthony Howard Stanton, den Erben einer der größten

Eisenbahngesellschaften Amerikas. Die Stantons arbeiteten gerade an einer Infrastruktur für die Westküste, daher unser Treffen in Portland, wo Mr Stanton an einem bestimmten Abschnitt der Eisenbahnlinie zu tun hatte. Wir würden in San Francisco leben, in der Larkin Street, gegenüber dem Yerba Buena Park.

Das Haus war gerade erst fertig geworden und mit einem ganzen Dienstbotenstab ausgestattet, der auf unsere Ankunft wartete.

Miss Adams ließ sich von der Frau des Hotelbesitzers zu unseren Unterkünften führen und ich trottete gedankenverloren hinter ihr her.

Heiraten. Ehe. Ich war noch keine sechzehn. Sehr jung, das war mir bewusst. Ich konnte zwar einen Haushalt führen, das hatte ich gelernt, aber der Gedanke, dass ich bald eine verheiratete Frau sein würde, hielt mich in den frühen Morgenstunden oft wach. Was, wenn Mr Stanton mich nicht lieben konnte oder sonst etwas an mir auszusetzen fand? Aber Mama und Papa waren fest davon überzeugt, dass ich keine bessere Partie hätte machen können. Zwei der bedeutendsten Familien in den beiden besten Ländern der Welt – was wollte ich mehr?

Als damals die Fotografien von Anthony Howard Stanton eintrafen, hatten Mama und Papa nicht mit ihrer Zustimmung hinter dem Berg gehalten: »Er sieht doch sehr gut und kultiviert aus, Liebes – findest du nicht?«

Meine Hände flatterten, als ich das Bild hochnahm. Hastig legte ich es auf meinen Nähtisch, damit man das Zittern nicht sehen konnte. Mr Stanton war zweiundzwanzig Jahre alt, groß und schlank. Ja, er sah gut aus – sehr gut sogar.

Unsere Zimmer hier waren klein, aber einigermaßen sauber. Ich wartete in der Tür, bis Miss Adams sich damit zufrieden erklärte und die Wirtsfrau entließ. Miss Adams, das wusste ich, wurde gut dafür bezahlt, dass sie mich während der Reise unter ihre Fittiche nahm. Sie war Ende zwanzig, eine mürri-sche alte Jungfer, die sich an nichts zu erfreuen schien. Sie trug schlichte Kleidung, fast streng, und ihr Haar steckte sie auf wenig schmeichelhafte Weise zu einem straffen Knoten auf. Mit ihrer langen Nase und den stechenden Augen, denen so leicht nichts entging, sah sie wie eine boshafte kleine Spitzmaus aus. Ich konnte nur hoffen, dass ich sie nach meiner Hochzeit wegschicken durfte.

Unser Gepäck wurde heraufgebracht und Miss Adams begann alles auszupacken, was wir für die Nacht brauchten. Ich wusch mir Hände und Gesicht und trocknete mich mit dem bretharten Handtuch ab, das am Waschtisch bereitlag. Dabei erhaschte ich in dem fleckigen Spiegel über mir einen Blick auf mein bleiches Gesicht.

Ob Mr Stanton meine Porträts gefallen hatten? Das Posieren vor dem Fotografen war schrecklich gewesen, zumal mein Kopf in einer sorgfältig kaschierten Stütze steckte, damit ich ihn ruhig hielt. Aber Mama und Papa schienen mit dem Ergebnis sehr zufrieden. Der Fotograf hatte meine blasse Haut und meine großen Augen sehr gut eingefangen, fanden alle.

Ich starrte in den Spiegel, drehte langsam den Kopf nach links und rechts. Mein Haar war dick und nachtschwarz und glänzte wie frisch gebohnt. Die aufgetürmte Haarflut ließ meinen Kopf fast zu schwer für meinen Hals erschei-

nen. Mama fand diesen Stil, der durch mein eng geschnürtes Korsett noch besser zur Geltung kam, sehr elegant, sehr »aristokratisch«. Er verlieh mir ein elfenhaft zartes Aussehen, besonders wenn Mama vor einer Abendgesellschaft mein Mieder noch zwei Ösen enger schnüren ließ. Und vielleicht hatte sich die Mühe ausgezahlt, denn Mr Stanton hatte sofort um meine Hand angehalten, als die Fotografien bei ihm eingetroffen waren. Gleich am nächsten Tag hatte er meinem Vater telegraphiert und in wenigen Stunden wurde meine Zukunft in Morseschrift ausgehandelt, über Tausende von Meilen hinweg, zu einem Dollar pro Buchstaben.

»Miss Adams, können Sie mir bitte zur Hand gehen und mein Korsett ein wenig lockern? Es ist zwar nicht heiß im Zimmer, aber ich finde es unerträglich stickig.«

Miss Adams' Spitzmausgesicht nahm einen missbilligenden Ausdruck an. Schweigend knöpfte sie mein Kleid am Rücken auf und ließ die Korsettschnur ein winziges bisschen heraus. Ich holte tief und undamenhaft Luft, zerrte am Kragen, um meinen Hals und meine Schultern zu befreien.

»Und können wir vielleicht das Fenster etwas öffnen?«

An der Art, wie sie das Fenster hochriss, erkannte ich, dass auch diese Bitte missbilligt wurde. Und vielleicht zu Recht, denn die Luft, die hereindrang, war alles andere als frisch. Trotzdem war es angenehm und ich glaubte einen Hauch der kühlen Brise aufzufangen, die uns auf unserer langen Fahrt durch die Great Plains – zuerst mit der Eisenbahn, dann im Pferdewagen – begleitet hatte.

Papa und Mama waren mir vorausgereist, um in San Francisco alles für die Hochzeit vorzubereiten und meine Eheschließung zu einem guten Ende zu bringen. Die Reise durch

Montana war unsere letzte Etappe, aber dafür auch die anstrengendste und gefährlichste, wie Mr Goldsmith mir gesagt hatte. Die Indianer machten zurzeit den gesamten Bozeman Trail unsicher, niemand war gegen ihre Überfälle gefeit. Aber die Stämme entlang dieser Route – so Mr Goldsmith – seien im Großen und Ganzen friedlich. Auf dem Oregon Trail hingegen suchte eine schlimme Seuche die Leute heim, die daran wie die Fliegen starben; diese Route musste also um jeden Preis vermieden werden. Die Seuche wütete dort so erbarmungslos, dass die Toten direkt unter der Spur begraben wurden, damit ihre Überreste von den darüberrollenden Wagen zermalmt wurden und schneller verwesten. So wurden sie wenigstens nicht von den Wölfen gefressen.

Ich schaute zum Fenster hinüber, lechzte danach, den Wind auf meiner Haut zu spüren. Nach der langen Fahrt im Wagen konnte ich die Enge des kleinen Zimmers kaum ertragen, aber es wäre unschicklich gewesen, noch näher ans Fenster zu treten, wo ich gesehen werden konnte – noch dazu mit meinen entblößten weißen Schultern.

Und in diesem Moment sah ich dich.

Du bist auf einem weißbraun gescheckten Pferd auf das Hotel zugeritten, die Füße in den Steigbügeln nach außen gedreht. Ein zweites Pferd trottete an einem Seil hinter dir her. Noch nie hatte ich einen Reiter so nachlässig auf einem Pferd sitzen sehen und trat unwillkürlich näher ans Fenster. Dein Hinken hatte ich noch nicht bemerkt, auch deine hellen Augen nicht, denn mein Blick haftete an deinem langen braunen Haar und dem unrasierten Gesicht. Um deinen Hals lag ein Lederband, an dem verschiedene Gegenstände hingen: Ich erkannte ein Messer, mehrere Federn und da-

zwischen einige Patronenhülsen. Du hast geblinzelt, vor Müdigkeit, nehme ich an, denn die Spätnachmittagssonne war nicht grell. Ohne es zu merken, stand ich noch näher am offenen Fenster, so dass meine Finger den Rahmen berührten. Hinter deinem rechten Bein ragte ein Gewehrschaft hervor, aber Gewehre waren nach diesen ersten Wochen in Amerika nichts Ungewohntes mehr für mich. Ich hatte seit unserer Ankunft in New York mehr Gewehre gesehen, als ich es je für möglich gehalten hätte. Du hast lange, weiche, um die Beine geschnürte Indianerstiefel getragen, dazu Hose und Hemd und darüber eine abgewetzte Wildlederweste.

Ich vergaß mein enges Korsett, so gebannt war ich von dir. Du hast dein Pferd in dem zerfurchten Staub neben dem Anbindebalken des Hotels zum Stehen gebracht und dich so anmutig aus dem Sattel geschwungen, dass mir der Atem stockte. Dann hast du die Zügel über die Köpfe der Pferde geschlungen und ich konnte sehen, dass du sie gestreichelt und zu ihnen gesprochen hast. Aber in dem Lärm, der aus der Bar heraufdrang, und dem Tumult auf der Straße unten konnte ich natürlich kein Wort verstehen. Dann hast du dich bewegt, um die Pferde anzupflocken, und jetzt bemerkte ich, dass dir das Gehen schwerfiel – was ich natürlich nicht sehen konnte, solange du auf dem Pferd gesessen hattest. Dein rechtes Bein war lahm.

Du hast dem Laufburschen des Hotels eine Münze in die Hand gedrückt, wohl damit er die Tiere im Auge behielt, und ich stand noch immer da und starrte dich an, als du mit unbewegter Miene hochgeschaut hast. Ich sog die Luft ein, mein Herz klopfte zum Zerspringen. Meine Finger flogen vom Fenstersims hoch und schwebten unsicher in der Luft.

Bis zum heutigen Tag kann ich nicht sagen, wie lange ich so dastand.

Miss Adams' schockierter Schrei brach den Bann. Sie stürzte zu mir, zerrte mich zurück und knallte das Fenster herunter. Dann wirbelte sie herum und hielt mir eine geharnischte Gardinenpredigt. »Miss Forsythe! Wie können Sie sich nur vor einem solchen Mann zeigen? Vor der ganzen Straße, unbedeckt, wie Sie sind!«

Ich streckte flehend meine Hände aus und doch konnte ich mir einen weiteren Blick zum Fenster nicht verkneifen. »Aber Miss Adams, ich wollte doch nur für ein paar Sekunden Luft schnappen. Ich wusste nicht, dass daran etwas Anstößiges sein könnte. Bitte sagen Sie es nicht Mama. Ich werde nie wieder so unbedacht sein.« Ich stand da, das Kleid hing mir von den Schultern. Wenn Miss Adams den Vorfall an meine Eltern berichtete, würde ich gehörigen Ärger bekommen und Mamas Missbilligung war nur schwer zu ertragen. Ich suchte schnell nach einer Ausflucht. »Aber wenn Sie es Mama schreiben, wird sie sich gewiss fragen, warum Sie nicht besser auf mich geachtet haben.«

Miss Adams' Mund klappte zu wie eine Falle. Ich sagte nichts mehr, sondern stürzte ans Bett, um den Reiserahmen mit den beiden Porträts von dem gut aussehenden, perfekt gekleideten Mr Stanton an mich zu nehmen. Dann ging ich zum Nachttisch, ließ den Rahmen aufklappen wie ein Buch und rückte ihn so zurecht, dass mein Blick beim Einschlafen und Aufwachen als Erstes auf die Porträts fiel, wie ich es mir zur Gewohnheit gemacht hatte.

»Ich möchte mich vor dem Abendessen umziehen. Meine Kleider fühlen sich so schmutzig an von der Reise«, sagte ich

mit dem Rücken zu Miss Adams. Sie öffnete mein Kleid, unsanfter als nötig. Ich nahm mir vor, nach meiner Hochzeit eine Kammerzofe einzustellen, die nicht so grob an mir herumzerrte und außerdem behutsamer mit der Haarbürste umging. Miss Adams mochte eine würdige Person sein, aber nett war sie weiß Gott nicht.

»Können wir vielleicht unten essen?«, fragte ich, sobald ich umgezogen war und sie mein Kleid für den Abend zugeknöpft hatte.

»Was? Unter diesem Pöbel? Wohl kaum«, schnaubte sie.

Ich biss mir auf die Lippen. War ich so leicht zu durchschauen? Ich gestand mir doch selbst kaum ein, dass ich gern noch einmal einen Blick auf dich werfen würde! Was hattest du nur an dir, dass ich die Kühnheit aufbrachte, in einem Raum voller Männer speisen zu wollen, die mir doch Angst einjagten? Du warst älter als ich, so viel hatte ich erraten. Obwohl ich nur schwer einschätzen konnte, um wie viel. Dein dunkler Hautton, an einem Kavalier der guten Gesellschaft unerwünscht, stand dir gut. Aber du hattest wild und staubig ausgesehen. Die Pferde waren immer noch angepflockt. Du musstest also irgendwo dort unten sein.

(...)

Kapitel 2

Montana, heute. (...)

»Also, da wären wir«, rief Meredith fröhlich, als die Kabincrew in Aktion trat und das Flugzeug zum Stehen kam.

»Na toll«, murmelte Hope vor sich hin.

Meredith warf ihr einen Blick zu. »Gib dem Ganzen doch wenigstens eine Chance. Wie viele Mädchen in deinem Alter haben die Möglichkeit, so zu reisen wie du?«

Hope deutete auf das Fenster. »Eine Ranch? Was soll ich einen ganzen Monat lang auf einer Ranch machen?«

Sie stand auf, öffnete das Schließfach über ihrem Kopf, zog den Rucksack heraus und stopfte den Waschbeutel hinein. »Wenn sie kein anständiges Wi-Fi und keinen Movie-Kanal haben, sterbe ich.«

Meredith stand ebenfalls auf. »Ist alles da, haben sie mir versprochen. Per E-Mail«, sagte sie. »Ich hab extra gefragt. Obwohl ich nicht verstehe, warum du fünftausend Meilen in eines der letzten großen Ökosysteme der Welt fliegst, nur um Hollywood-Filme anzuschauen.«

»Ich hab ja gesagt, dass ich nicht mitwill.«

»Du bist erst sechzehn. Und du kommst immer mit. Das ist einer der großen Vorteile des Hausunterrichts«, sagte Meredith und strich sich ihr kurzes, glattes dunkles Haar hinter die Ohren. »Und was machen andere Mädchen in deinem

Alter? In einem Park herumhängen und trinken? Drogen nehmen? Nacktbilder von sich an Jungs schicken?»

»Ich hab so was nie gemacht und werde es auch nie machen.«

»Männer nutzen dich nur aus, wenn du sie lässt. Du musst dein Selbstverständnis als Frau einsetzen, um sie dran zu hindern.« Meredith zerrte ihre Handtasche aus ihrem Handgepäck, nahm einen Kamm heraus und fuhr sich damit durch die Haare. Make-up benutzte sie grundsätzlich nicht.

Hope warf ihren Rucksack über die Schulter und schaute den Gang entlang, wo die wenigen anderen Passagiere in dieser Blechbüchse ihre Pullis anzogen und ihre Taschen hervorzertrten. Dann glitt die Kabinentür zurück, helles Sonnenlicht flutete herein. Hope nagte an ihrer Unterlippe, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Kannst du nicht wenigstens versuchen deine Zeit hier zu genießen? Mir zuliebe?«, sagte ihre Mum. »Wer weiß, vielleicht wird es ja ein richtiges Abenteuer.«

Sie überquerten die Rollbahn zu dem grünen Flughafengebäude.

Drinnen war alles luftig und zweckmäßig, es roch leicht nach Putzmittel mit Zimtaroma.

Sie stellten sich zu dem Häufchen anderer Passagiere an die Gepäckaushabe und warteten schweigend. Nur das Quietschen des Laufbands war zu hören.

Ihr Gepäck kam fast als Letztes. Hope schnappte ihre große schwarze Nylontasche und kämpfte mit dem Gewicht. Meredith hob ihren Rollkoffer herunter und ließ routiniert den Griff hochschnappen. Sie gingen Richtung Ausgang und kamen in die Halle, wo es einen Wartebereich und eine Bar

namens Captain Jack's gab. Meredith blieb stehen, so dass Hope, die direkt hinter ihr lief, fast mit ihr zusammengeprallt wäre.

»Er hat gesagt, er holt uns ab ...«, sagte sie langsam und schaute sich um.

»Wer?«

»Caleb Crow.«

Hope zog eine Augenbraue hoch. »Caleb? Das hört sich nach einem Mormonen an.«

»Nein, er ist ein sehr angesehener Rancher. Ohne religiöse Ambitionen, soweit ich weiß. Ich habe ihm beschrieben, wie wir aussehen.«

Hope hörte nicht mehr hin. Sie starrte einen großen, schlanken Jungen in Jeans, einfachen braunen Lederstiefeln und einem karierten Hemd mit aufgekrempelten Ärmeln an. Er telefonierte, leicht auf ein Bein gestützt, und zuckte die Schultern, während er ins Telefon redete und die Nachzügler von der Gepäckausgabe im Auge behielt. Alles an ihm war schmal und kantig – Hüften, Brust, Hals. Er hatte tiefblaue Augen, glänzendes braunes Haar, das er aus dem Gesicht gestrichen hatte, hohe Wangenknochen und sonnengebräunte Haut, die beinahe staubig aussah. Hope war wie elektrisiert. Wahnsinn – so einen Typ hatte sie noch nie gesehen. Sie wusste, dass sie ihn anstarrte, und im Stillen korrigierte sie ihre Erwartungen an Montana steil nach oben. Der Junge fing ihren Blick auf und verstummte. Es dauerte eine Weile, bis die Person am anderen Ende der Leitung offenbar wieder zu ihm durchdrang, so intensiv schauten Hope und der junge Cowboy einander an. Dann beendete er das Gespräch und kam auf sie zu.

Hope schaute weg. Es war ihr peinlich, dass sie ihn so unverhohlen angestarrt hatte, und sie konnte nur hoffen, dass er sie nicht ansprach. Obwohl sie sich nichts auf der Welt mehr wünschte, als dass er herüberkam. Aber es ging immer schief, wenn ein Junge in Merediths Gegenwart mit ihr ins Gespräch zu kommen versuchte.

Hope schaute auf den Boden und die abgewetzten Lederstiefel tauchten vor ihr auf.

»Mrs West?«, fragte eine klare und sehr amerikanische Stimme.

Was? Er ist wegen uns hier? O Gott. Bitte, bitte mach, dass ER uns abholt. Vielleicht arbeitet er auf der Ranch.

»Dr. West, bitte«, antwortete Meredith kühl.

»Oh, tut mir leid, Ma'am. Ich meine, Dr. West«, sagte er ernst.

Meredith zog eine Augenbraue hoch. »Wir hatten Caleb Crow erwartet?«

Er hielt ihr seine gebräunte Hand hin. »Der steht vor Ihnen, Ma'am. Wir heißen beide Caleb, mein Dad und ich. Ich bin Cal, damit es nicht zu viel Stress gibt.«

Sie gaben sich die Hand. »Das ist meine Tochter. Hope«, sagte Meredith.

Cal drehte sich zu Hope um. Er wirkte so fit und durchtrainiert, dass sie ihre Erschöpfung jetzt noch mehr spürte. Cal gab ihr kurz seine trockene, raue Hand. »Hey«, sagte er, ohne ihr wirklich in die Augen zu sehen. »Lass mich deine Tasche nehmen.« Er bückte sich und streckte seine Hand nach den schwarzen Riemen ihres Holdall aus.

»Wir haben nur so viel dabei, wie wir selbst tragen können«, sagte Meredith spitz. »Wir kommen schon zurecht.«

Cal nahm Hope die Tasche ab und richtete sich auf. »Ja, klar. Aber jetzt müssen Sie das nicht.«

Er drehte sich um, nahm Merediths Koffer am Griff und zog ihn hinter sich her zur hellen Glastür des Terminals.

Meredith holte tief Luft. »Gut. Er macht einen netten Eindruck«, sagte sie. »Abgesehen von seinem Machogehabe. Aber wir sind hier im Mittelwesten. Die leben noch im vorigen Jahrhundert.«

Wie es weitergeht? Fordern Sie mit dem Bestellschein doch das Leseexemplar dazu an. (Auch als E-Book möglich)



Lucy Inglis

Worte für die Ewigkeit

Aus dem Englischen von Ilse Rothfuss

Umschlag: Henry's Lodge / Vivien Heinz

Ca. 400 Seiten

Ab 14 Jahren

15 x 21 cm, Hardcover

978-3-551-52087-6

Ca. € 19,99 (D) / € 20,60 (A) / sFr. 28,90

Erscheint im September 2016

